

**Dr. Anne Krauß, Pfarrerin der Ev. Krankenhauseelsorge Bayern, Nürnberg:
"Und Gott sah, dass der Mensch behindert war - und siehe, es war sehr gut."
Ulrich Bach und seine Theologie nach Hadamar als theologische Wegbereitung der Inklusion.**

(Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?!
Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 12.01.2015)

Abstracts:

Menschen mit Behinderungen sind selten gleichwertig im Blick, wenn Theologie und Kirche über den Menschen vor Gott sprechen. So präsentiert sich kirchliche Geschichte von Menschen mit Behinderung als äußerst ambivalent. Der Theologe und Pfarrer Ulrich Bach hinterfragte diese Haltung aus der Perspektive eines Rollstuhlfahrers: Darf eine Theologie, die von der Menschenfreundlichkeit Gottes in Jesu Christi herkommt, so von Menschen reden und handeln? Ist es theologisch falsch, zu bekennen, „dass Gott mich mit meiner Behinderung erschaffen hat“? Dabei wäre Kirche als Akteurin der Inklusion von ihrem Ursprung her geradezu für diese Aufgabe prädestiniert...

Sehr geehrte Damen und Herren,

zuerst möchte ich mich sehr herzlich bedanken

- bei den VeranstalterInnen dieser Ringvorlesung für die Einladung

- bei Ihnen für Ihr Interesse an den Themen von Disability Studies und Inklusion und dafür, dass Sie heute hier sind.

Ein paar Informationen zu meiner Person:

Anne Krauß, Pfarrerin der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern. In Nürnberg, meinem Wohnort, arbeite ich u.a. mit einer halben Stelle in der Krankenhauseelsorge im dortigen Klinikum. Ich bin selbst von einem Handicap betroffen. Als ich ein Jahr alt war, wurde bei mir eine hochgradige bis an Taubheit grenzende Schwerhörigkeit auf beiden Ohren festgestellt, mit großer Wahrscheinlichkeit die Spätfolge einer Operation als Säugling mit sechs Monaten. Seitdem trage ich Hörgeräte. Vor drei Jahren wurde ich auf der rechten Seite mit einem sog. Cochlea-Implantat versorgt.

Nach dem Abitur habe ich Krankenpflege gelernt und 2 1/2 Jahre als Krankenschwester gearbeitet. Von 1996 bis 2002 studierte ich Evangelische Theologie in Erlangen. Seit 2003 bin ich im kirchlichen Dienst, seit Mai 2013 auf meiner jetzigen Stelle in der Krankenhauseelsorge. Meine Dissertation entstand in den Jahren 2007-2010 und befasste sich mit dem theologischen Werk Ulrich Bachs.

Das erste Mal begegnete mir die Person und das Werk Ulrich Bachs in einem praktisch-theologischen Hauptseminar. Dort wurde heftig diskutiert um die Frage der Existenz von Krankheit und Behinderung. Eine Kommilitonin traf mich damals mit ihrer Aussage ganz tief ins Innerste: „Gott will nicht, dass es Krankheit und Behinderung gibt.“

Das war für mich so, als würde man mir meine je eigene Existenz und mein So-Sein als Mensch absprechen. Etwas, das – wie ich später lernte - Ulrich Bach mit seiner These einer sog. „**gespaltenen Anthropologie**“ meinte und mit der Begrifflichkeit eines „**theologischen Sozial-Rassismus**“. D.h. alle - zumindest damaligen - theologischen Aussagen über „den“ Menschen galten nicht für Menschen mit Krankheit und Behinderung.

An den Anfang der folgenden Ausführungen möchte ich kurz noch etwas sagen zu den Begrifflichkeiten von Gesundheit und Krankheit bzw. Behinderung. Es ist gar nicht einfach, eine exakte Abgrenzung zwischen beiden Phänomenen vorzunehmen. Wenn man sich dabei auf eine These des Philosophen Immanuel Kant beruft, dann sind beide Polaritäten als Grundbegriffe zwar erörterbar oder beschreibbar, aber kaum definierbar. Es ist schon viel darüber geschrieben und diskutiert worden.

Die Frage nach Gesundheit und Krankheit ist so alt wie die Menschheit selbst. Gesundheit und Krankheit sind Grundphänomene des Lebens: Der einzelne Mensch ist weder gesund noch krank, sondern er befindet sich in einem Fließgleichgewicht zwischen diesen beiden Polen. Er wird demnach solange als „gesund“ angesehen, solange er vom Durchschnittswert einer allgemeinen Norm nicht allzu sehr abweicht. Geht man von einem Ineinander von gesunden und kranken Zuständen und Befindlichkeiten aus, ist keine eindeutige Grenzziehung zwischen Gesundheit und Krankheit möglich.

Ein Mensch wäre dann als gesund zu bezeichnen, wenn ihm ein gewisses Gesundheitsniveau ermöglicht, ein sozial und wirtschaftlich produktives Leben zu führen. Dann können aber auch chronisch kranke oder behinderte Menschen trotz ihrer körperlichen Dysfunktion als gesund angesehen werden, wenn sie in der Lage sind, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Oftmals erschließt sich die Gesundheit aber erst via negationis über die Erfahrung ihres vorübergehenden oder dauerhaften Verlustes: Sie wird als eigener Zustand übersehen. Gesund zu sein bedeutet, befreit zu sein von Einschränkungen und Problemen, die eine Reflexion auf sich selbst fördern würden. Deshalb konnte der Philosoph Hans-Georg Gadamer auch von der „Verborgenheit der Gesundheit“ sprechen.

Für den Vortrag werde ich mich beschränken auf den meist im Alltag verwendeten funktionalistischen „biomedizinischen“ Begriff, wonach Krankheit (und entsprechend dann auch Behinderung) dann die Störung des „statistisch normalen Funktionierens“ eines Organismus im Feld der Umweltansprüche darstellt.

Ein biographischer Blick auf Ulrich Bach

Ich möchte Ihnen zunächst etwas von Ulrich Bachs Biographie erzählen - als Grundlage für das Verständnis seiner Theologie.

Selbst betroffen, wusste Ulrich Bach wovon er redete: 20 Jahre alt erkrankte Bach während seines Theologiestudiums 1951 an Poliomyelitis (Kinderlähmung). Von einem Tag zum anderen änderte sich sein Leben radikal: Bach saß seitdem im Rollstuhl. Von 1962-1996 arbeitete er als Pastor in den orthopädischen Anstalten Vollmarstein sowie als Dozent für Neues Testament und Dogmatik an der dortigen Diakonenanstalt Martineum. Darüber hinaus hatte er

einen Lehrauftrag an der Ruhruniversität Bochum inne, deren Theologische Fakultät ihm 1981 die Ehrendoktorwürde verlieh.

2002 wurde er für sein Lebenswerk mit der höchsten Auszeichnung, die das Diakonische Werk in Deutschland zu vergeben hat, mit dem „Johann Hinrich Wichern-Preis“ ausgezeichnet. Ulrich Bach starb 2009 in Bergisch-Gladbach.

Diese Lebenswende im Rollstuhl brachte 1952 seine „schlichte Normalphilosophie“, wie er es selbst nannte, heftig ins Wanken. Denn seine bisherigen Einstellungen zu Gott und Mensch, Welt und Kirche, die sich bis dahin, so Bach, nicht von der Mehrheit der theologisch und kirchlich sozialisierten Kreise unterschieden, wurden auf einmal fragwürdig. Ihre Aussagen bedeuteten nämlich jetzt eine radikale Umwertung seiner Person: Aufgrund der Behinderung empfand er sich nun als eine „Randfigur“ und als eine „Ausnahme“ von der Regel. Er galt jetzt in seinen, aber auch in den Augen vieler Mitmenschen als „unnormal“. Bachs Versuche, sich irgendwie mit dieser „Normalphilosophie“ zu versöhnen bzw. zu arrangieren, dauerten viele Jahre und scheiterten dennoch. Nach seinen eigenen, sehr ehrlich gehaltenen Aussagen führten sie oft ins Leere bzw. in dunkle Täler von Depression und Selbstzweifel.

Seitdem stellte er zunehmend die gesellschaftliche Norm von Gesundheit im Verhältnis zu bzw. im Gegenüber von Krankheit und Behinderung in Frage.

Bach benannte die ungleiche Behandlung von Menschen aufgrund ihrer Krankheit bzw. ihrer Behinderung, untersuchte deren Gründe und Folgen und kritisierte beides. Er vermochte sein Unbehagen und sein Leiden darüber in unterschiedlicher Weise zum Ausdruck zu bringen: in lyrisch-poetischer Sprache in Form von Gedichten, kurzen Sequenzen, Geschichten, aber auch in theologischen Aussagen. Mit seinem 1980 erschienenen Buch „Boden unter den Füßen hat keiner“ wurden Bach und sein Anliegen zum ersten Mal in der breiteren theologischen Öffentlichkeit wahrgenommen.

Bach bezog sich bei seiner Kritik an kirchlichen und gesellschaftlichen Strukturen und ihrem Leistungs- und Konkurrenzdenken auf die Wahrheit des biblischen Zeugnisses. So konnte er fragen:

- Darf eine Theologie, die von der Menschenfreundlichkeit Gottes in Jesu Christi herkommt, so von Menschen mit Behinderung als „Panne“, als „Betriebsunfall“ in Gottes Schöpfung reden und handeln?
- Ist es theologisch falsch, zu bekennen, „dass Gott mich mit meiner Behinderung erschaffen hat“?
- Können die Folgen von Sünde/von menschlichen Verfehlungen stärker sein als die Macht des Schöpfers/Erlösers?

Doch aus Leistungs- und Konkurrenzdenken so Bach, kann sich weder ein humanes Verhalten noch eine solidarische Gemeinschaft in Kirche und Diakonie entwickeln. Sein theologischer bzw. ekklesiologischer Traum war und ist „*die diakonische Kirche als Freiraum für uns alle.*“ Und mit Martin Luther definiert er „*die Kirche als ein Patienten-Kollektiv*“, in dem alle gleich berechtigt sind als Subjekte wie Objekte.

Für seine theologische Argumentation holt Bach ausgerechnet Martin Luther ins Boot.

Theologie und Kirche mit Handicap-Faktor

Theologie und Kirche hatten und haben ihre Probleme im Umgang mit Behinderung. So präsentiert sich die kirchliche Geschichte von Menschen mit Behinderung als äußerst ambivalent: Neben der Fürsorge, der barmherzigen Zuwendung und Solidarität gab und gibt es auch die Erfahrungen der Entwertung, der Ausgrenzung, der existentiellen Bedrohung, des Missbrauchs. Kirche hat sich an der Vernichtung von Menschen mit Behinderung beteiligt. In der jüdisch-christlichen Tradition lagen „höchste Humanisierung und tiefste Menschenverachtung“ oftmals nahe beieinander.

Und gerade von Martin Luther gibt es nicht nur diskriminierende Aussagen gegen Juden und Türken (= Muslime), sondern auch gegen kranke und behinderte Menschen. In einer Predigt des Jahres 1531 zu Mk 7,31-37, der Geschichte von der Heilung eines Taubstummen, lassen sich folgende Aussagen von Luther finden:

„[D]ies ist ein ganz besondrer Schaden, wenn einer nicht sprechen kann und taub ist; denn er kann nichts lernen und die Predigten sind vergeblich an ihm.“ Und: „Ihr wißt, daß es ein sonderlich Werk des Teufels ist, wenn jemand blind oder stumm ist.“

Aus heutiger Sicht untragbare Aussagen wie diese werfen dunkle Schatten auf die Verdienste eines Mannes, der die damalige Welt um 1500 aus den Angeln hob. Luther ist aber keineswegs der einzige, der sich abschätzig gegenüber behinderten Kindern und Erwachsenen äußert. Eine zugespitzte augustinische Erbsündenlehre verbindet sich bei ihm vielmehr mit einem weitgehenden gesellschaftlichen Konsens in der Wahrnehmung von Behinderung – einem Konsens, der in der weiteren europäischen Geistesgeschichte lange erhalten blieb und zum Mutterboden für Marginalisierung und Diskriminierung wurde.

Für den katholischen Theologen Andreas Lob-Hüdepohl gibt es viele Beispiele wie das von Luther in der Kirchengeschichte, die zeigen, dass sich das Christentum und seine Theologien mit dem heilsamen Erbe Jesu Christi schwer getan haben.

Was kann als Ursachen einer Verdrängung oder sogar Verkehrung dieses heilsamen Erbes Jesu Christi ausgemacht werden?

Es sind *zwei zentrale, beinahe schon archetypische Deutungsmuster*, mit denen eine Mehrheit der „Normalen“ Behinderten und Kranken ihrer Zeit gegenübertrat:

- eine hierarchisierende „*Imago-Dei-Lehre*“ (lat. „(Ab-)Bild Gottes“),
- der sogenannte *Tun-Ergehen-Zusammenhang*.

Schon in alttestamentlicher Zeit schien es trotz Ausnahmen (z.B. Mose - Sprachbehinderung, seine Schwester Miriam - Aussatz, Stammvater Jakob - Hüftschaden) undenkbar, dass ein Mensch, der von einer schweren Krankheit oder Behinderung gezeichnet oder gar entstellt war, ein wirkliches Ebenbild des Schöpfergottes sein konnte. Er konnte allenfalls eine „*Minusvariante*“ der wahren Ebenbilder, d.h. der gesunden Menschen sein. „Unterstützt wurde diese hierarchisierende und ausgrenzende Lesart der Imago-Dei-Lehre durch Bestimmungen

des alttestamentlichen Heiligkeits-Gesetzes [Lev 17-26], das etwa alle Formen von Schädigungen als Ausschlusskriterium für den priesterlichen Dienst fest schrieb [...]“ (Lob-Hüdepohl).

Wenn nun aber solcher Art beschädigte Menschen existieren, hätte man dann nicht schon damals auf den Gedanken kommen können, dass auch sie Gottes Ebenbilder sein könnten? Diesem naheliegenden Einwand tritt aber das zweite Deutungsmuster des Tun-Ergehen-Zusammenhangs entgegen:

Danach war der Mensch selbst (oder einer seiner Vorfahren) verantwortlich für seine unheile Situation. Krankheit, physische wie psychische Gebrechen und sonstige Widerfahrnisse waren die Folge persönlicher Verfehlungen. Damit manifestieren Krankheit und Behinderung nicht nur die Strafe Gottes für eine Sünde, sondern vor allem die Gottferne des betroffenen Menschen. Die religiöse Ächtung ging dementsprechend mit der sozialen Ächtung einher.

Leider prägen solche biblisch bzw. religiös inspirierten „*behindernden Bilder versehrten Lebens*“ (Lob-Hüdepohl) das soziale Handeln und die Struktur einer ganzen Gesellschaft. Durch ihre scheinbar theologische Legitimierung erweisen sich diese behindernden Bilder besonders resistent gegen notwendige Veränderungen. Darüber hinaus „mutieren [sie] zu einem Zerrbild der eigentlich auf Heilsamkeit bedachten Tradition des Evangeliums und verdunkeln so ihr ureigenstes Anliegen“, nämlich die *Menschenfreundlichkeit Gottes*.

Dennoch hat Ulrich Bach zu Recht vermutet, dass Luther mit seiner reformatorischen Theologie auch das Potential zu einer Menschen mit Behinderung befreienden Theologie in sich trug. Dafür ist das theologische Werk von Bach selbst die beste Referenz.

Die Theologie von Ulrich Bach

Es dürfte nicht Bachs vorrangige Intention gewesen sein, ein vollständiges theologisches System zu entwerfen. Sein Anliegen war es vielmehr, zu verschiedenen theologisch-dogmatischen Aussagen die entsprechenden Anfragen und korrektiven Impulse zu geben.

Statt einer Kongruenz stellte Bach faktisch eine Diskrepanz zwischen dem Glaubensbekenntnis der Kirche als ihrem Fundament einerseits und ihrem Reden und Handeln andererseits fest. Er bezeichnete diesen Vorgang als „*Segregation vom Credo her*“.

Für Bach besteht das gemeinsame Fundament bzw. der Ursprung und die Quelle christlicher Kirche und Theologie in der durch Luther geprägten **Kreuzestheologie**.

Nicht in der Herrlichkeit der Schöpfung wird Gottes Wesen sichtbar, sondern eben verborgen „sub contrario specie“ im Kreuzesgeschehen durch das Leiden Christi. Das Kreuz widerspricht also allen gängigen Vorstellungen von Gott. Der Kreuzestheologie geht es aber nicht nur um ein theologisches Erkenntnisprinzip – Gottes Offenbarung unter dem Gegenteil (sub contrario) –, sondern es geht ihr auch und gerade um das praktische Problem des Lebens als Ganzes.

So kann der glaubende Mensch in einer häufig durch die menschliche Aktivität entstellten Welt gerade dort und unsichtbar Gott finden, wo ihn menschliche Maßstäbe eben nicht erwarten. Nicht da, wo mit Bach gesprochen nach menschlichen Werten das Gute wie Anse-

hen, Macht und Glück existiert, ist Gott ausschließlich zu finden (auch, aber nicht nur), sondern im Ambivalenten, in der Schwäche, in der Torheit und im Leiden.

Durch das Skandalon des Kreuzes kommt es demnach zu einer Umwertung aller Werte. Die *theologia crucis* schafft die Möglichkeit, unser aller Tun völlig anders zu „bewerten“ als nach dem neuzeitlich-materialistischen Leistungsprinzip. Damit will Bach andere Sichtweisen auf den Menschen und seine Wirklichkeit provozieren. Und das in einer Zeit, in der die Menschen im Zuge einer sich durch den rasanten technischen Fortschritt zuspitzenden anthropozentrischen Weltsicht Gefahr laufen, sich und ihre Möglichkeiten Gott gegenüber zu überschätzen und sich – wenn auch unbewusst - zum Schöpfer und Erlöser ihrer selbst machen wollen.

Die Kreuzestheologie ist also die Voraussetzung für eine sog. „**ebenerdige Theologie**“. Damit meint Bach ein Sehen und Verstehen der Welt und des menschlichen Schicksals nicht von einer ideologiegeprägten „Tribüne“ der scheinbar Gesunden herab, sondern aus der tief gelegenen „Arena“ des gelebten, geliebten, umkämpften und erlittenen Lebens. Für ihn stehen sowohl die Gesunden als auch die Kranken auf dem gleichen Erdboden, der gleichen Ebene. Denn das Ja Gottes zum Menschen gilt uneingeschränkt, so dass „kein noch so schwer behinderter Mensch weniger wert noch weniger wichtig“ ist. So wird eine Lebensbasis geschaffen, die nicht mehr „durch Altern oder Krankheit verloren“ gehen kann, sondern unverlierbar ist.

Die Zusage der Ebenbildlichkeit (= *imago Dei*) gilt ohne Bedingungen und ausnahmslos für alle Menschen. Die Herausforderung besteht für Bach dabei in der Würdigung und Hochachtung der jeweils einmaligen Unvollkommenheit und in der Imperfektibilität menschlichen Daseins.

Auch der Begriff der Normalität ist demnach eine Fiktion. Mit der Gottebenbildlichkeit ist also keine Beschreibung eines gegebenen Zustandes gemeint, sondern vielmehr eine kontrafaktische Zusage, die über die Gebrochenheit des Lebens hinausweist. Mit ihr wird den Menschen eine Hoffnungsperspektive eröffnet: Schwäche und Unvollkommenheit sind keine Widersprüche zur Ebenbildlichkeit, sondern ihre Entsprechung und ihr Kern (vgl. 2 Kor 12,9). Denn Gott selbst kam in die Hilflosigkeit, sowohl als neugeborenes Kind, als auch als gefolterter, ans Kreuz genagelter Mensch.

Bach rückt die Anthropologie in das Licht der im Evangelium verkündeten Christologie: „Der Gottessohn braucht Hilfe. Dieser Satz wurde für mich zu einem Schlüssel für viele biblische Zusammenhänge und für manchen theologischen Gedankengang. Wenn dieser Satz stimmt [...], dann ist Stärke kein absoluter Wert.“

Bachs Konsequenz einer *christozentrischen Anthropologie* lautet deshalb:

„Das Defizitäre gehört mit in die Definition des Humanum.“

Das Leben Jesu Christi und die damit angenommene Menschlichkeit Gottes sind nicht die des gelingenden menschlichen Lebens, sondern die des scheiternden und aussichtslosen Lebens. Gerade im Gekreuzigten, der keine Aussicht auf Wiederherstellung seiner vitalen Funktionen oder auf eine Rückkehr in irgendeine Form von „Normalität“ hat, offenbart sich Gott. Diesen

scheinbar so perspektivlosen Menschen, zu denen insbesondere schwerkranke, unheilbar kranke und behinderte Menschen zählen, eröffnet Gott die Perspektive durch die Auferstehung.

Vor dem Hintergrund der Vernichtung von als „lebensunwert“ bezeichnetem Leben im Dritten Reich definierte Bach seine Theologie in Analogie zur „Theologie nach Auschwitz“ als **„Theologie nach Hadamar“**. Die Landesheilanstalt Hadamar in Hessen war eines der Zentren der Tötungsaktionen im Rahmen des sog. „Euthanasie“-Programms der Nazis. Dabei haben die Diakonie wie die Kirchen häufig durch Unterlassen mitgewirkt. Bachs „Theologie nach Hadamar“ erinnert Kirche und Theologie daran, dass Vergangenheitsbewältigung durch Aufarbeitung und öffentliche Schuldanerkenntnis ihrerseits noch aussteht.

Die Theologie nach Hadamar konzipiert sich auch als eine *europäische Gestalt der Befreiungstheologie*: Sie befreit zu einem freien Umgang mit Krankheit und Behinderung, weil sie von falscher Selbstüberschätzung und Diskriminierung befreit.

Zum Thema Gesundheit – Krankheit/Behinderung lassen sich bei Bach fünf Punkte festhalten:

(1) Gesundheit und Krankheit bzw. Behinderung sind normal:

Krankheit und Behinderung stellen einen äquivalenten Seinszustand zur Gesundheit dar. Dadurch fällt eine Phänomenologie, die Gesundheit und Krankheit unterschiedlich wahrnimmt und benennt, nicht in sich zusammen. Deutlich wird aber der hohe Grad der Subjektivität der menschlichen Wahrnehmung in dieser Sache. Von dieser „Brille“ des Selektierens nimmt Bach kritisch weder sich selbst noch andere betroffenen Menschen aus. Er tritt für einen offenen Blick auf die eigenen Ausgrenzungs- und Tötungsimpulse und –tendenzen ein, von denen man auch als kranker/behinderter Mensch, quasi als „Edel-Behinderter“ wie er, der „nur“ im Rollstuhl sitzt, nicht frei ist. Mit dem evangelischen Theologen Jürgen Moltmann kann Bach eine scheinbar paradoxe Sichtweise auf Krankheit/Behinderung eröffnen: *„Jede Behinderung im Sinne der Menschen ist auch eine Begabung im Sinne Gottes.“* Schicksalsschläge, Krankheiten und Behinderungen werden zwar häufig als ein „krasser Bruch“ in der Beziehung zu Gott wahrgenommen, aber sie sind dennoch „kein Bruch innerhalb der Einstellung Gottes zu uns.“

(2) Der Mensch ist mehr als seine Krankheit oder Gesundheit:

In zunehmendem Maß werden Menschen in unserer Gesellschaft über ihre Gesundheit bzw. Krankheit definiert. Kinder, alte, kranke und behinderte Menschen mit ihrer noch nicht oder nicht mehr vorhandenen Fähigkeit zu gesellschaftlich und ökonomisch relevanter Arbeit und Leistung repräsentieren einen anscheinend defizienten Modus von Leben.

Dem gegenüber betont Bach in seiner vehementen Auseinandersetzung mit dem von ihm so bezeichneten *„theologischen Sozialrassismus“* im Sinne des Apartheidsgedankens in Südafrika: Gesundheit darf nicht als Zeichen des Segens Gottes, Krankheit und Behinderung dagegen als Ausdruck seines Zorns verstanden werden. So gehört der *deus revelatus*, d.h. der sich geoffenbarte Gott nur auf die Seite des Christusgesche-

hens. Daher sind sowohl Gesundheit als auch Krankheit mit dem *deus absconditus*, dem verborgenen Gott, in Verbindung zu bringen. Denn es bleibt letztlich rätselhaft, warum der eine gesund, der andere aber krank ist.

Bach konstatiert: „Gesundheit ist etwas Herrliches und wirklich nicht zu verachten; die Krankheit ist etwas Schlimmes und sie kann uns mürbe machen. Aber das sind Krankheit und Gesundheit nicht: eine Aussage über Gottes Einstellung zu uns, über seine Verhaltensweise gesunden und kranken Menschen gegenüber. Du bist gesund – ja, und? Du bist ein Kind Gottes; das weißt du durch Christus. Ich bin behindert – ja, und? Ich bin ein Kind Gottes; das weiß ich durch Christus. Aufgegeben ist uns, miteinander geschwisterlich zu leben.“

(3) Keine Vergötzung von Krankheit und Behinderung:

Für Bach ist es wichtig, gegenüber dem Gesundheitsgötzen nicht reziprok und damit apologetisch ins Gegenteil zu verfallen, indem nun Krankheit oder Behinderung einen herausragenden Stellenwert zugesprochen bekommen.

Dazu Bach: „Ich habe bis heute Gott nicht für meine Behinderung gedankt und sehe mich dazu durch die Schrift auch nicht ermuntert.“

(4) Gott ist die Quelle des Lebens, nicht die Gesundheit:

Wenn nur Gesundheit gelingendes Leben verspricht, dann wäre Krankheit nicht nur eine Gefährdung und Bedrohung des Lebens. Krankheit, insbesondere eine chronische Krankheit, ebenso wie eine Behinderung würden darüber hinaus das Leben komplett entwerten. Leben wird durch Krankheit und Behinderung nicht nur grundsätzlich infrage gestellt, sondern sogar zum Unleben. Gesundheit löst Gott als höchstes Gut ab. Gesundheit wird religiös verklärt und zum Kultobjekt erhoben.

Bach nimmt Gott dagegen als Grund von Gesundheit *und* Krankheit, von Glück *und* Leid in Anspruch: Gott wird als Fundament des ganzen Lebens, nicht nur der schönen Seiten geglaubt. Gesundheit ist also keine entscheidende Voraussetzung für ein gelingendes Leben.

(5) Solidarität statt Verdrängung von Krankheit und Behinderung:

In der Debatte um Gesundheit und Krankheit begegnet man häufig ausgrenzenden Wahrnehmungsmustern. Sie rühren von einem auf Gleichförmigkeit und Identität zielenden Denken her, in dem Abweichungen, etwa durch Krankheit und Behinderung, nicht geduldet werden können.

Bach veranschaulicht dies an einem Beispiel aus der eigenen Biographie: Er berichtet von einem jungen Mann, der auf den Krankenbericht und den Anblick des gelähmten Ulrich Bachs mit folgendem Urteil reagiert: „An Ihrer Stelle hätte ich schon längst Schluß gemacht.“

Ein alltägliches, theologisch interpretiertes und legitimiertes Ausgrenzungsdenken entdeckt Bach aber auch in Sätzen wie diesem: Gott hat die Behinderung wohl „zuge lassen“, aber sie ist „nicht von ihm gewollt“. So bedeute jede Behinderung angeblich „ein Fehlen an dem, was Gott eigentlich will“; denn „Gott will tatsächlich gesunde Menschen“, die, wie wir so sagen würden, ihre „fünf Sinne beisammenhaben“.

Darin erkennt Bach eine zugrundeliegende strukturelle und theologisch legitimierte Unfähigkeit zur Solidarität:

„Wer theologisch so ansetzt, macht uns anthropologisch zu Aussätzigen, die draußen vor den Stadttoren dank gut organisierter diakonischer Aktivitäten am Krepieren zwar gehindert werden; gleichberechtigte Gliedschaft im Volke Gottes jedoch wird uns verwehrt: Caritative Bonbons anstelle von Solidarität.“

Diese Beobachtungen und Erkenntnisse Bachs kann man als sog. „Defizitmodell“ (Henning Luther) analysieren: Was bei sich selbst verdrängt werden muss - Schwäche, Schmerz und Grenzerfahrungen -, wird auf andere projiziert, die damit zugleich als andere ausgegrenzt, also verdrängt, werden.

Das Defizitmodell beruht so auf einer „doppelten Verdrängung“:

- die eigene Person wird anderen gegenüber abgegrenzt (man selbst hat keine Defizite)
- die andere Person wird ausgegrenzt (das Gegenüber wird nur von seinen Defiziten her und nicht mehr anders und positiv wahrgenommen).

Damit komme ich auf die Überschrift meines Vortrags zurück: **"Und Gott sah, dass der Mensch behindert war - und siehe, es war sehr gut."**

Wenn ich Ulrich Bach richtig verstanden habe, dann hätte er diesen Satz, diese These in Anlehnung an den Anfang des biblischen Schöpfungsberichtes (Gen 1,31) auch so formulieren können. Denn Bach kritisierte schöpfungstheologische Aussagen nach denen Gottes Schöpfung gleichzusetzen wäre mit einer „Welt ohne jeden Makel“.

Denn wenn es in Gottes Schöpfung kaum Negatives oder höchstens „kleine oder auch größere Schönheitsfehler“ gäbe, dann wären Menschen mit einer schweren Krankheit oder einer Behinderung keine „gute Schöpfung; Gott hat es anders geplant, anders gewollt“. Krankheit und Behinderung wären dann bestenfalls als „beschädigte Schöpfung“ zu verstehen.

Dem tritt Bach energisch entgegen: Hier liegt weniger Gedankenlosigkeit vor als vielmehr die Ansicht, Menschen mit Behinderung könnten und dürften von sich nicht als guter Schöpfung Gottes sprechen. Dennoch steht für Bach fest: Gott hat auch behinderte Menschen so geschaffen, wie sie sind. Der Behauptung, behinderte Menschen seien „geschädigte Schöpfung“, begegnet Bach aber auch unter einem anderen Aspekt: Er weist darauf hin, dass nach christlicher Überzeugung der Mensch allgemein in einer „gefallenen Schöpfung“, in einer Schöpfung unter dem Vorzeichen der Sünde lebt.

Daraus ergeben sich verschiedene Themen wie Probleme, die ich im Folgenden kurz benennen werde:

- Wenn wir die *monotheistische Rede von Gott* gegen ein dualistisches Weltbild ernst nehmen, dann ist Gott Schöpfer sowohl des Guten als auch des sog. Bösen. Nicht umsonst heißt es von Gott im Alten Testament: „Ich mache Licht und schaffe die Finsternis, ich gebe Frieden und schaffe Unheil. Ich bin der Herr, der dies alles tut“ (Jes 45,7).

Auch deswegen widerspricht Gott in der Geschichte vom brennenden Dornbusch (Ex 4) rigoros sämtlichen Versuchen Moses, sich seiner Berufung (Befreiung des Volkes Israel aus der Knechtschaft in Ägypten) zu entziehen. Dem Hinweis von Mose auf sein Sprach-Handicap begegnet Gott entsprechend: „Wer hat den Stummen oder Tauben oder Sehenden oder Blinden gemacht? Habe ich's nicht getan, der Herr“ (Ex 4,11)?

- Das *Faktum der menschlichen Sterblichkeit* ist aus der unseligen Verquickung mit jeglicher Sünde zu lösen. Die Endlichkeit, die Begrenztheit und eben die Sterblichkeit sind als von Gott bestimmte und festgelegte Menschenmaße zu akzeptieren. Bach hat es mit großer Gelassenheit getan. Denn „Sterblichkeit und Tod an sich gehören zum irdischen, geschöpflichen Dasein des Menschen (wie der anderen Lebewesen) und sind als solche zu bejahen, anzunehmen und ins Leben zu integrieren“ (Wilfried Härle).
- Auch zu *eschatologischen Fragen* hat Bach klar Stellung bezogen. Eschatologie, die „Lehre von den letzten Dingen“, als die andere Seite der Schöpfungslehre (Protologie) nimmt im Allgemeinen anthropologische wie kosmologische Fragen auf, wie sie sich etwa aus den Erfahrungen des Todes, der Vergänglichkeit sowie der bedrückenden Erfahrung des unausgeglichene Bösen ergeben. Diese Fragen sind verbunden mit Bedürfnissen nach Weltvollendung und Weltvervollkommnung als Ausgleich von Defiziten, oder auch mit der Suche nach einer Antwort auf die hamartiologische (= was die Sündenlehre betrifft) Frage in Gestalt der Vorstellung eines endgültigen Ausgleichs (Weltgericht) sowie Erlösung und Heil für alle Menschen in Gestalt von Jesus Christus. Für Bach ist dazu folgendes von eminenter Bedeutung: „Es ist nicht legitim, aus der Verheißung einer neuen, leidfreien Welt den Schluss zu ziehen, die Behinderung eines Menschen in unserer jetzigen Welt sei von Gott weniger gewollt als die Gesundheit eines anderen Menschen [...].“
Vielmehr bezieht sich bei Bach das komplett Neue/Andere (= „totaliter aliter“) der Neuschöpfung nicht allein auf das Leid in seiner vielfältigen Erscheinungsform und dessen Aufhebung mit dem Ergebnis: gegenwärtige Welt minus Leid, sondern es bezieht sich auf eine *komplette Neuschöpfung von Leid und Nicht-Leid, von behinderten Menschen und nicht-behinderten Menschen*. Die Neuschöpfung ist eine Verheißung und Zusage Gottes, die alle Menschen ohne Ausnahme betrifft (vgl. Apk 21; 2 Kor 5).
- Die *Fragen nach dem Warum der Ungerechtigkeiten des Lebens* sind aus der Sicht der Menschen verständlich. Sie werden nicht aufhören, solange die Welt besteht. Und Bach wusste, dass die Welt oftmals so aussieht, als wäre kein Gott da, oder als gäbe es Gott nicht. Auch Trauer und Wut, Schmerzen und Verzweiflung wird es immer wieder geben sowie Phasen dunkler Täler. Bach wollte Anfechtungen und Zweifel aber weder beiseiteschieben noch verdrängen. Für ihn ist Gott nicht der verstehbare, der unsere Wünsche erfüllende Schönwetter-Gott, sondern der dunkle, der jäh Wüsten-Gott.

So kann und will Bach die *Theodizeefrage* nach dem Warum von Leid und Leiden in der Welt nicht beantworten. Vielmehr kann er sagen: „*Gott will, dass dieses Leben mein Leben ist.*“ Bach hält kompromisslos an der (oftmals verborgenen) Liebe Gottes fest.

- Nach gängiger dogmatischer Auffassung versteht man unter *Sünde* folgendes: Der Mensch befindet sich im Aufruhr mit seinem Schöpfer. Denn er will nicht, dass Gott Gott ist. In seiner incurvatio in se ipsum (lat. Verkrümmung in sich selbst; Anthropozentrik etc.) – und nichts anderes ist Sünde - möchte er seine Existenz ausschließlich selbst in die Hand nehmen. Durch seine Sünde aber geschieht die *radikale Verweigerung der Gemeinschaft mit Gott und darüber hinaus mit den Mitmenschen*: „Der als responsorisches Wesen geschaffene Mensch endet im Zirkel eines endlosen Selbstgesprächs mit sich und seinesgleichen und in der hybriden Sorge um das Ganze seiner Existenz.“

Infolge zerstörter Lebenszusammenhänge (durch Stigmatisierung, Marginalisierung, etc.) kann die Persönlichkeit kranker oder behinderter Menschen zerrüttet werden, sie kann zerbrechen. Die Macht dieser Sünde ist deshalb so fatal, weil Menschen mit Behinderung ihr trotz politisch-gesellschaftlicher Schutzvorgaben oftmals nicht entgegen können.

- *Krankheit und Behinderung als „Gottesfinsternis“*: Nun werden Zeiten der Krankheit ja nicht nur als Chance der Gotteserfahrung, sondern auch als Zeit empfundener „Gottesfinsternis“ (Martin Buber) erlebt. Bei chronischen Krankheiten und bleibenden Behinderungen kann diese Anfechtung auch immer wieder in unterschiedlich ausgeprägten Zeitintervallen wiederkehren. Und doch - auch wenn es keine körperliche Heilung (mehr) gibt, so kann doch durch ein Stärken und Unterstützen physischer, psychischer, sozialer und auch spiritueller Widerstandsressourcen eines Menschen etwas Heilvolles, Heil geschehen.

Aber auch wenn es Menschen nicht (mehr) gelingt, dieses Heil und ihren Sinn des Lebens zu sehen bzw. zu finden, dann ist in der Perspektive des Glaubens für das menschliche Leben dennoch nicht das letzte Wort gesagt. Denn Gott hat durch und in Jesus Christus den Kampf zwischen Leben und Tod, zwischen Heil und Unheil zugunsten des Heil spendenden Lebens entschieden. Hier wirkt eine zugesagte Hoffnung über die Hoffnungslosigkeit hinaus, die beinhaltet, dass wir auch bei Verlust der Integrationsfähigkeit, d.h. ohne Heilung dennoch getragen und geborgen, d.h. in Gott sind.

- Über das Verhältnis von *Heil und Heilung* wurde und wird viel diskutiert. Auch Ulrich Bach hat sich dazu gerade auch im Umgang mit den neutestamentlichen Heilungsgeschichten geäußert. Diesen Punkt genauer auszuführen, würde den Rahmen sprengen. Deshalb nur soviel:

Eine Verschmelzung von Heil und Heilung in unserem irdischen Leben hat Ulrich Bach stets kritisch gesehen. Für sich persönlich hat er strikt abgelehnt, dass Heilung von Menschen „machbar“ ist. Eine solche Verschmelzung von Heil und Heilung kann erst in der eschatologischen Vollendung der Welt erhofft werden. Ihre Einheit kann in unserem irdischen Dasein nur punktuell und vorläufig wahrgenommen werden.

Deshalb sollte sie nicht normativ auf bestehende Krankheits- und Gesundheitszustände bezogen werden. „Leiten wir deshalb aus den *Heilungen Jesu* eine grundsätzliche Verneinung von Krankheit ab, ignorieren wir deren *Zeichencharakter* und negieren den Status von *Krankheit und Behinderung als Phänomene der Endlichkeit der Schöpfung*. Krankheit und Behinderung sind Teil der Schöpfung; deshalb entspricht auch das kranke und behinderte Leben dem Willen Gottes. Es kann von christlicher Seite her ebenso wenig eine Bestimmung des Menschen zur Gesundheit (im Sinne des völligen Fehlens von Störungen) geben wie eine unmittelbare Verknüpfung von Heil und Heilung. Denn bei Letzterer wäre andernfalls der Zustand der Erkrankung gleichbedeutend mit dem Verlust des göttlichen Heils“ (Johannes Eurich). Es gibt bei Gott keinen Unterschied in der Würde von Menschen mit oder ohne Krankheit/Behinderung.

Inklusion als theologische Leitkategorie

Damit komme ich zum letzten Punkt: Inklusion als theologische Leitkategorie (Ottmar Fuchs). Theologie und Kirche haben Menschen mit Behinderung bisher eher ihren exkludierenden Handicap-Faktor aufgezeigt. Und das taten sie, obwohl sie vom ihrem Ursprung, d.h. von der Menschenfreundlichkeit Gottes her geradezu dafür prädestiniert sind, als Akteurin der Inklusion unterwegs zu sein.

In diesem Kontext macht die katholische Theologin Sabine Schäper allerdings auch auf die Ambivalenzen des Inklusionsdiskurses aufmerksam. Sie meint damit u.a. das häufig auftretende Phänomen der „Vorder- und Hinterbühne“ (geprägt durch den amerikanischen Soziologen Erving Goffman).

Goffman hat im Bild des Theaters einige typische Interaktionsmuster in dem „Theater“, in dem wir uns allen bewegen, aufgeführt: Zwischen Ensemble und Publikum entwickelt sich stillschweigendes Einvernehmen. Das Ensemble spielt demnach auf der „Vorderbühne“ die Rollen, die das Publikum sehen möchte. Im Transfer auf die Inklusionsdebatte wird es kaum jemand geben, der die Idee der Inklusion in Frage stellt und nicht die entsprechenden Forderungen zur Wahrung der Menschenrechte auch für Menschen mit Behinderung stellt.

Auf der „Hinterbühne“ sieht es dagegen oftmals anders aus: Nach Goffman ist nur dort die wahre Identität der Akteure sichtbar. Und „[n]ur den Akteuren auf der Hinterbühne ist bewusst, dass das Ensemble auf der Vorderbühne, statt eine Aufgabe wirklich zu erfüllen, nur den *Eindruck* erweckt, diese Aufgabe zu erfüllen.“

Neben der politischen und fachlichen Hinterbühne gibt es nach wie vor auch die der Kirche. Kirchliche Orte und Gemeinden erweisen sich gegenwärtig noch sehr selten als Räume, in denen Menschen mit Behinderungen und ihre Familien im Zentrum stehen. Das trifft auch

für die Diakonie zu, deren Nachordnung innerkirchlich wie innertheologisch ungebrochen ist. Diakonie wird zu sehr institutionalisiert und zu wenig als die handelnde Seite des Ganzen (Reich Gottes) gesehen, dessen andere Seite Kirche und Theologie darstellen.

Es ist von elementarer Bedeutung, dass in der zwischenmenschlichen Beziehung wie auch in der Gottesbeziehung etwas von dem erfahren wird, was reformatorisch die Rechtfertigung der Sünder darstellt, nämlich die barrierefreie Aufnahme in Gottes Liebe, der keine „Behinderung“, sei sie moralischer oder psychischer bzw. leiblicher Art, im Wege steht. Es gibt keine Bedingungen für die Liebe Gottes, denn das würde bedeuten, dass dadurch sonst Gottes Liebe zu gering gedacht wird.

Die Leidtragenden der bisherigen Exklusion sind ja nicht nur Menschen mit Behinderung, sondern jeweils auch die „Anderen“, je nach Gefahrenlage die andersethnischen oder anderweitig stigmatisierten, benachteiligten und wie auch immer gegenüber der „Normalität“ auffälligen Menschen. Denn immer gibt es so etwas wie einen Komparativ, dem gegenüber andere weniger „wert“ sind, z.B. in den Kategorien der kultischen Reinheit, der Gesundheit und der Unversehrtheit. Dabei wirkt vor allem die sozialpsychologische Angst der sog. Reinen, Gesunden und Unversehrten, nicht auf die Seite der unreinen, kranken und behinderten Menschen geraten zu wollen.

Nach Ottmar Fuchs, katholischer Theologe und langjähriger Wegbegleiter Bachs, steht der Kirche eine „*neue Missionsgeschichte im dritten Jahrtausend*“ bevor. Man übertreibt sicherlich nicht, wenn man Jesu Wirken in den Evangelien zu Gunsten dessen, was er Reich Gottes nennt, in einzigartiger Weise als solidarisch, entgrenzend und inkludierend ansieht. Es kommt also alles darauf an, dass die Barmherzigkeit Gottes bei den Menschen ankommt und nicht durch destruiierende Blockaden be- und verhindert wird. Denn dadurch wurden schon genug Millionen von Identitäten und Menschenleben zerstört.

Allerdings darf Integration keine Zerstörung der jeweils betroffenen menschlichen Identität beinhalten: Ein kollektivistischer Integrationszwang kann nicht die positive Aura des Integrations- und Inklusionsbegriffes für sich beanspruchen. Damit meine ich eine Integration, in dem die Kleinen, Schwachen und Unpassenden um den Preis integriert werden, dass sie den Bedingungen der Starken, scheinbar Unbehinderten und Gesunden unterworfen werden und so ihre Freiheit und Subjekthaftigkeit verlieren.

Genau das Gleiche gilt umgekehrt für solche Deintegrations-, eigentlich: Exklusions-Prozesse, in denen bestimmten Menschen die soziale, rechtliche und wohlstandsgerechte Integration in die (eigene Gesellschaft) verweigert wird. Ein Inklusionskonzept gilt also nicht nur personal, sondern auch intersystemisch bzw. interkulturell.

Zusammenfassend kann gesagt werden:

Im theologisch definierten Inklusionsverständnis liegt ein Aspekt der Schöpfungstheologie auf der Hand: nämlich die Praxis der Anerkennung, des *Sein*-Lassens, der großen göttlichen Gut-Heißung gegenüber aller geschaffenen Wirklichkeit. Dies ist ein bleibender Verdienst von Ulrich Bach.

Und: Inklusion als theologische Leitidee, vielmehr noch: Leitkategorie (Ottmar Fuchs), kann eine gute Antwort sein auf die gegenwärtigen Legitimations- und Strukturprobleme der Kirchen, aber auch der Gesellschaft insgesamt.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Aufmerksamkeit.

Literatur u.a.:

- *Bach, Ulrich: Boden unter den Füßen hat keiner. Plädoyer für eine solidarische Diakonie [1980], Göttingen 1986 (2. Auflage).*
- *Bach, Ulrich: Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz. Bausteine einer Theologie nach Hadamar, Neukirchen-Vluyn 2006 [= Opus magnum von Bach].*
- *Fuchs, Ottmar: Inklusion als theologische Leitkategorie!, in: Johannes Eurich, Andreas Lob-Hüdepohl (Hg.), Behinderung - Profile inklusiver Theologie, Diakonie und Kirche, Stuttgart 2014, 12-36.*
- *Krauß, Anne: Barrierefreie Theologie. Das Werk Ulrich Bachs vorgestellt und weitergedacht, Stuttgart 2014 [= Dissertation].*
- *Schäper, Sabine: Inklusive Kirche – Kirche der Andersheiten?, in: Johannes Eurich, Andreas Lob-Hüdepohl (Hg.), Behinderung - Profile inklusiver Theologie, Diakonie und Kirche, Stuttgart 2014, 54-66.*

[Stand: 17.01.2015]